

Zentrum für Europäische Integrationsforschung  
Center for European Integration Studies  
Rheinische Friedrich Wilhelms-Universität Bonn



Ludger Kühnhardt

**Europa auf der Suche  
nach einer neuen  
geistigen Gestalt**

**Discussion  
Paper**

C 41  
1999

Prof. Dr. Ludger Kühnhardt, Jahrgang 1958, ist Direktor am Zentrum für Europäische Integrationsforschung (ZEI) der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Von 1991 bis 1997 war er Ordinarius für Politikwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und 1994/95 Dekan der dortigen Philosophischen Fakultät IV. Nach Studien der Geschichte, Philosophie und Politikwissenschaft in Bonn, Genf, Tokyo und Harvard, Promotion mit einer Arbeit über das Weltflüchtlingsproblem und Habilitation mit einer Studie über die Universalität der Menschenrechte war er von 1987 bis 1989 Mitarbeiter des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker. Verschiedene Gastprofessuren und internationale Forschungsaufenthalte.

Publikationsauswahl: Europäische Union und föderale Idee, München 1993; Revolutionszeiten. Das Umbruchjahr 1989 im geschichtlichen Zusammenhang, München 1994; Von der ewigen Suche nach Frieden. Immanuel Kants Vision und Europas Wirklichkeit, Bonn 1996; Beyond divisions and after. Essays on democracy, the Germans and Europe, New York/Frankfurt a. M. 1996; (mit Hans-Gert Pöttering) Kontinent Europa, Zürich 1998; Zukunftsdenker. Bewährte Ideen politischer Ordnung für das dritte Jahrtausend, Baden-Baden 1999.

*Ludger Kühnhardt*

## **Europa auf der Suche nach einer neuen geistigen Gestalt**

„Europa“, schrieb Paul Valery kurz und knapp, „ist eine Halbinsel Asiens.“<sup>1</sup> Bei Arnold Toynbee, in einer der wenigen Auseinandersetzungen mit dem Phänomen Europa innerhalb seines magistralen und monumentalen „Gang der Weltgeschichte“, heißt es in Anspielung an die von Toynbee als unnütz kritisierte Zweiteilung von Europa und Asien, „die das Abendland der Neuzeit von der hellenischen Welt übernommen hatte“, unter der Überschrift „Tatsachen und Phantasien“: „Es gibt eine unfragliche geographische Realität, die wir Eurasien nennen.“<sup>2</sup> Europa war und ist mehr als Sicherheits- und Stabilitätszone, mehr als gemeinsamer Agrarmarkt und EUROLAND. Was aber Europa ist, entzieht sich dem Betrachter je mehr, desto näher er sich der Frage zuwendet. Aus der Ferne besehen stellt sich Europa immer offenkundiger als Einheit dar, wahrgenommen über das Medium seiner institutionellen Zusammenschlüsse. Aus der Nähe besehen, entschwindet häufig die Gewißheit darüber, was Europa ist. Die Idee der „Einheit der Gegensätze“, die mit stereotyper Banalität angerufen wird, ist bestenfalls eine Hilfskrücke, im schlechteren Falle ein Ersatzbegriff für das Denken in komplexeren Kategorien. Minimalistisch ist auch die Erkenntnis, daß Europa, sofern es als geistige Größe zu erfassen gesucht wird, per definitionem ein Dasein im Wandel ist.

1 Paul Valery, *La crise de l'esprit*, in: *Oeuvres*, Bd. 1, Paris 1962, Seite 1004.

2 Arnold Toynbee, *Der Gang der Weltgeschichte*, Bd. 2 (Taschenbuchausgabe), München 1979, 2. Auflage, Seite 308.

Der Wandel der Sprachen und die Anforderungen an einen europäischen Bildungsbegriff, die Brüche der Geschichte und die Wirkungen der Bilder der Vergangenheit, die gesellschaftlichen, philosophischen und religiösen Vorstellungen und die Dispute um Recht und Recht-Haben-Wollen, die Demokratisierung des Lebensvollzuges und die Didaktisierung der Kultur - wo an Europa gedacht wird, muß an Ambivalenzen gedacht werden, so als könnte man meinen, gerade darin liege das Charakteristische, wenn nicht gar die Stärke dieser Halbinsel. Schon im 19. Jahrhundert finden sich dafür ausreichende Belege. Jacob Burckhardt hatte bei seinem Versuch, Europa auf den Begriff zu bringen, über das Verhältnis der Potenzen „Staat - Kultur - Religion“ nachgedacht, Karl Marx hatte gemeint, in der statischen Formel von „Basis und Überbau“ das Bewegungsgesetz seiner Zeit zu fassen, Friedrich Nietzsche hatte die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte erzählen wollen und behauptet, er beschreibe, „was kommt, was nicht anders kommen kann: die Heraufkunft des Nihilismus.“<sup>3</sup> Die Suche nach der europäischen Identität ging weiter und gerade darin, daß diese Identität immer wieder zu entschwinden scheint, hat sich auf das je Neue ein neues Kapitel dieser Suche eröffnet. Europa als Selbstzweck der Suche nach sich selbst?

Die letzten hundert Jahre hatten sich, philosophisch betrachtet, vorwiegend als „Moderne“ empfohlen, ehe sie von einer epigonalen Phase der „Postmoderne“ abgelöst wurden, in der die Revolutionierung in Wissenschaft und Forschung aufgrund einer um sich greifenden Relativierung von Sinnsuche und Normgebung plötzlich als gebrochen galt. Zyniker der Europaforschung durften es mit Picasso versuchen, der auf die Frage, „Was ist Kunst“ geantwortet hat: „Was ist es nicht?“ Europa, was wäre es nicht? Europa als Allerweltsbegriff, beliebig, austauschbar, künstlich: Ist das die Summe der Moderne und der Fluch der Postmoderne? Längst

3 Friedrich Nietzsche, *Umwertung aller Werte*, München 1977 (Taschenbuchausgabe), 2. Auflage, Seite 445.

ist das Gerede von der Postmoderne als auswegloses, wenn nicht nebulöses Sackgassengerede entlarvt worden.

Normative und weitsichtige Geister sind indessen auch schon zu früheren Zeiten niemals vollständig verklungen, und je ärmer das Treiben der Zeit, umso notwendiger wurde ihre Stimme. Beispielsweise die Stimme Romano Guardinis, des großen Theologen des 20. Jahrhunderts: Europa sei, so formulierte er nach allem Blutvergießen zweier Weltkriege, „vor allem eine Gesinnung... Daß Europa werde, setzt voraus, daß jede seiner Nationen ihre Geschichte umdenke, daß sie ihre Vergangenheit auf das Werden dieser großen Lebensgestalt hin verstehe... Welches Maß an Selbstüberwindung und Selbstvertiefung aber bedeutet das!“<sup>4</sup> Zur Aufgabe der Selbstüberwindung gehört die Auseinandersetzung mit allen jenen Denktraditionen, die sich in den Kategorien nationaler Abgrenzungssphären eingerichtet haben. Der Drang zur Abgrenzung ist im ureigensten Sinne ein europäisches Charakteristikum, denn schon allein die Sprachidentität bleibt immer europäische Grenzerfahrung; jede Abgrenzung der eigenen Geschichte fand noch immer ihr Pendant im gleichgerichteten Verhalten der Nachbarn. Trotz allgegenwärtiger Integrations- und Kooperationsgemeinschaften bleiben die Gesellschaften in Europa weiterhin primär national organisiert. Ist dies nun ein Beweis gegen Europa oder geradezu ein Beleg für die Gemeinsamkeiten in Europa?

Von Selbstvertiefung hatte Romano Guardini gesprochen, und wenn das Wort des Theologen seine Kraft in der Welt säkularisierter Begriffe bewahren soll, so muß erinnert werden an den Gedanken der Individualität in der Schöpfung, der in der christlichen Lehre von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen gründet, an das aristotelische Ziel der „eudaimonia“, der Glückseligkeit, die über das Genußleben (bios apolaustikos) und die Gelderwerbsexistenz (bios chrematistes) hinausweist; es muß erinnert werden an das Ethos des Miteinander, das in christlicher Gestalt „Glaube,

4 Romano Guardini, Europa – Wirklichkeit und Aufgabe, in: Derselbe, Sorge um den Menschen. Band 1 (Neuaufgabe), Mainz/Paderborn 1988, Seite 253.

Hoffnung, Liebe“, in säkularem Pathos „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ genannt wird; es muß erinnert werden an den Sinnbegriff der Gegenwart, die Idee der Menschenrechte, und an den Verpflichtungsbegriff, der aus den Debatten der späten Jahre des 20. Jahrhunderts in die Zukunft hineinragt und doch schon aus der Tiefe der europäischen Geschichte stammt: die Idee des Gemeinsinns, die Sorge um die „res publica“.

Demokratie, Rechtsstaat und Menschenrechte sind kulturelle Leistungen, auf die die Europäer gemäß den Proklamationen ihrer Staatsmänner stolz sind. Jeder, der in mehreren Jahrhunderten auf unsere Zeit zurückblicken wird, wird über die historische Bedingtheit und die Brüchigkeit dieser Ideale aufgeklärt sein. Die Verrechtlichung des humanen Konflikt- und Interessenausstrages unter Achtung der Würde und der Rechte des Einzelnen bleibt zu Recht ein Kapitel des Stolzes in und für Europa. Noch nicht beendet ist hingegen die Auseinandersetzung mit dem Mythos der perfekten Demokratisierung. Gegen das Optimum der Herrschaftsfreiheit muß immer wieder an das Bonum der Herrschaftskontrolle und Herrschaftsdelegation erinnert werden. Das Thema „Freiheit und Autorität“ ist ein durchgängiges europäisches Topos, nicht weniger maßgeblich als das Wort von „Einheit und Vielfalt“.

Unhistorisch blieb bisher jeder Versuch anzunehmen, Europa gründe auf „Projekten“, so als seien diese bei irgendeinem großzügigen Gönner einzureichen und danach in Gremiensitzungen genehmigungsfähig. Nicht „Projekte“ haben Europas Weg begleitet, sondern überschneidende Wirkungen unterschiedlicher, häufig genug widersprüchlicher und gegensätzlicher Vergangenheiten. In der Mensuralmusik des 13. bis 16. Jahrhunderts wurde die Zusammenfassung mehrerer Noten zu Notengruppen als „Ligatur“ bezeichnet. Ralf Dahrendorf sprach in unserer Zeit und für unsere Zeit von fortwirkenden Ligaturen des geistigen und des politischen Daseins und meinte natürlich nicht die Buchstabenverbindungen auf einer Drucktype, die man auch als Ligatur bezeichnen kann, sondern die fortwirkenden Bindekräfte in einer oftmals als wurzellos beklagten Zeit. Von Hegel bis Fukuyama haben alle Schwanengesänge eines dem Menschen

denkbaren und benennbaren „Endes der Geschichte“ versagt. Millenaristisch-chiliasmatische Ideen im Stil eines Joachim von Fiore finden sich kurz vor dem Jahre 2000 christlicher Zeitrechnung nicht. Eher herrscht die Fülle des Hedonismus, ein schon aus alten Zeiten wohlbekanntes „carpe diem“. Leben wir in einer Spätzeit, der Spätantike vergleichbar, aus Angst vor der Rückkehr der Religion und ihrer Moralbegriffe?

Jacob Burckhardt hatte gelehrt, daß keine Kultur groß sein und groß bleiben könne ohne die „Potenz Religion“. Das christliche Europa mit seinen Universalbegriffen der Nächstenliebe und der Vergebung und seinem jesuanischen Appell der maßstabsetzenden Nachfolge gehört zu Europa wie die Ringparabel Lessings, an die im Zeichen des christlich-jüdisch-muslimischen Mit-, Neben- und Gegeneinander immer wieder erinnert werden muß. Zu Europa gehört Sokrates, das fragende und dialogische Prinzip, dazu gehört die Klarheit und Strenge des römischen Rechtsdenkens und der nur zu häufig überhörte und je neu beherzigenswerte kategoriale Satz Immanuel Kants, wonach der Friede immer wieder neu gestiftet werden muß.

### ***1989 als Epochenjahr und Zäsur***

Braucht Europa einen Feind, um sich nicht selbst zum Feind zu werden? Die Frage ist unsympathisch, aber sie muß gestellt werden, um ihren Abgründen zu begegnen. „Europa“, so sezierte der Historiker Hagen Schulze nüchtern, „das wird bereits im Mittelalter deutlich, erlebt seine Einheit vor allem dann, wenn es um die Abwehr einer gemeinsamen Gefahr geht, und es verliert diese Einheit, wenn die Gefahr geschwunden ist.“<sup>5</sup> Ist also auch der am Ende des 20. Jahrhunderts erreichte Zustand Europas nicht mehr als „eine befristete Einheit, die auf einer zeitweiligen oder auch nur vermuteten Gemeinsamkeit der Interessen beruht und schnell zerfällt, so-

5 Hagen Schulze, Europäische Identität aus historischer Sicht, Wilhelm Henrichsmeyer et. al. (Hg.), Auf der Suche nach europäischer Identität, Bonn 1995, Seite 22.

bald der unmittelbare Zweck weniger drängend ist“? - so der britische Historiker Geoffrey Barraclough.<sup>6</sup> Jeder, der es gut meint mit der „Idee Europa“, muß sich jedenfalls mit dem unbestechlichen Skeptizismus seines Landsmannes Timothy Garton Ash auseinandersetzen, der gegen alles Pathos von der nach dem Sturz des Kommunismus und der Berliner Mauer neugewonnenen Einheit und Friedlichkeit Europas daran erinnerte, daß das 20. Jahrhundert mit Schüssen in Sarajewo begann und mit Schüssen in Sarajewo endete.<sup>7</sup>

Das revolutionäre Epochenjahr 1989 hat neues Licht auf die alteuropäische Frage nach dem Verhältnis von Fortschritt und Rückschritt, von „progrès“ und Verfall geworfen. Die Ambivalenz aller Fortschrittsideologie zeigte sich in den jüngsten Grenzerfahrungen mit der menschlichen Selbstverwirklichung. Zunächst stürzte mit dem Kommunismus das Gebäude eines holistischen, totalitären Denkens ein, das ungezählte Opfer auf seinem Weg durch das Jahrhundert hinterlassen hat. Neue Erfahrungen mit der Fragilität aller Zivilisation folgten, neue Erfahrungen der Gewalt, aber auch neue Freiheitshoffnungen und wiederum neue Freiheitssängste.

Mythen haben sich neu gebildet oder auch nur aus den Bruchstücken ihrer eigenen Vergangenheit: Nation, Territorium, Sprache, Religionszugehörigkeit - undeutlich sind unterdessen die Grauzonen zwischen Schutzbegehren und Abwehrideologien geworden. Dem Europapathos folgten Bruchgefahren, die Gefahr des Rückfalls in Feindbilder und die Pflege von Feindbildern; hier und da jedenfalls; nicht überall, aber was war schon stets und immer überall in Europa gleichzeitig gegenwärtig gewesen? Begegnung - Befruchtung - Divergenz und Differenz: so könnten Kapitel einer europäischen Kulturgeschichte überschrieben sein. Diejenigen, die noch in den achtziger und frühen neunziger Jahren mit besonde-

6 Geoffrey Barraclough, *European Union in Thought and Action*, Oxford 1963, Seite 50.

7 Timothy Garton Ash, *Europe's Endangered Liberal Order*, in: *Foreign Affairs*, Vol. 77, No. 2, March/April 1998, p. 58.

rer Vehemenz für die Anerkennung der Differenz plädierten, mußten sich inzwischen indessen fragen lassen, ob sie ethnische Säuberungen, den Ausdruck einer trostlosen Politik des Scheiterns aller Humanität, allen Ernstes als empfehlenswertes Beispiel einer Art „autozentrierten Entwicklung“ verstanden wissen wollten. Europa mußte einmal mehr bitter erfahren, daß manche seiner größten Ideen in unlösbarem Spannungsverhältnis zueinander stehen können. Dies gilt zum Beispiel für das Verhältnis des Selbstbestimmungsrechts der Völker zum Gebot des Friedens zwischen den Völkern. Wurde aus der Erfahrung wirklich gelernt?

In dieser Hinsicht hat immerhin die Europäische Union eine gute Formel des Ausgleichs zwischen großen und kleinen Völkern entwickelt. Auf den gewachsenen Integrations- und Kooperationsstrukturen Europas hat sich unterdessen allerdings ein Komplexitätsdruck abgelagert, der die durchaus anregende Frage nach der Überdehnungsgefahr komplexer Großgebilde aufgeworfen hat. Kann Europa tatsächlich eine optimale Größe und Integrationsdichte besitzen, die wie im naturwissenschaftlichen Labortest bestimmbar wäre? Wer über Kosten und Nutzen der EU nachdenkt, muß berücksichtigen, daß der Preis des Friedens und des Ausgleichs der Interessen niemals zu gering angesetzt werden darf. Wenngleich die Bilder von Europa, die Vorstellungen über Europa seit dem revolutionären Epochenjahr 1989 bunter, auch diffuser geworden sein mögen, so ist ihre Vielfalt zugleich ein Ausdruck der neuen Intensität der Diskussion über die „Idee Europa“ und insofern ein Vorzug. Denn zu den erprobten und bewährten Integrationsformen kann es keine Alternative geben, wenn es keinen Rückfall in das 19. Jahrhundert der Koalitionen und Allianzen, der Mächteranküne und der Geheimpolitik geben soll.

An der Schwelle des Jahres 2000 sind Wandel und Kontinuität der Nationalstaaten Europas oft besprochen und beschworen worden, Wandel und Kontinuität der Nationalstaaten als Zentren der Machtaggregation und als Instanzen der Traditionsbewahrung, als Gefüge der menschenrechtsschützenden Institutionen und als Rahmen der gelebten Demokratie durch die Sicherheit des Rechts. Die Europäische Union hat den Weg erst be-

gonnen, um mit solchen Attributen geschmückt werden zu können. Sie bleibt ein Phänomen „sui generis“, wie der Historiker Karl Dietrich Bracher engagiert gelehrt hat, nicht „Europa“ an sich und doch in jedem Falle mehr als ein bloßer Staatenbund, nicht irreversibel, wie seine Politiker es zuweilen gerne hätten, und dann doch nur beschwerlich in der Lage sind, über seine „finalité politique“ auch nur nachzudenken.<sup>8</sup> Aber die Europäische Union ist, um es philosophisch zu sagen, eine Form im Dasein, eine Substanz, die materiell sich entwickelt.

Entscheidend wird es auf diesem Entwicklungsweg bleiben, daß sie eine möglichst intensive Rechtsqualität bekommt, letztlich also eine Verfassung, „denn“, so Dieter Chenaux-Repond, bis 1999 Schweizer Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland und Europäer nach Verstand und Neigung, „der bloß vertraglich gesicherte, d. h. kündbare Staatenbund vermag dem Ernst des Gegenstandes niemals gerecht zu werden. Er hat Opportunität im Visier, nicht Schicksalsgemeinschaft.“<sup>9</sup> Um „Schicksalsgemeinschaft“ aber geht es eben und nichts wird den EURO auf Dauer besser legitimieren als die Verbreitung der Überzeugung, genau dazu einen unbezweifelbaren Beitrag geleistet zu haben.

### ***Die Verfassungsfrage***

An diesem Punkt stellt sich die europäische Verfassungsfrage. „Zur Verwirklichung eines vereinten Europas wirkt die Bundesrepublik Deutschland bei der Entwicklung der Europäischen Union mit, die demokratischen, rechtsstaatlichen, sozialen und föderativen Grundsätzen und dem Grundsatz der Subsidiarität verpflichtet ist und einen diesem Grundgesetz im wesentlichen vergleichbaren Grundrechtsschutz gewährleistet. Der Bund kann hierzu durch Gesetz mit Zustimmung des Bundesrates Ho-

8 Karl Dietrich Bracher, Die Krise Europas Seit 1917, Frankfurt 1993 (aktualisierte Ausgabe).

9 Dieter Chenaux-Repond, Vom Kalten Krieg bis zum Fall der Mauer. Notizen eines Schweizer Diplomaten, München 1994, Seite 77 f.

heitsrechte übertragen.“ So beginnt der Artikel 23 des Grundgesetzes, der im Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung des Jahres 1990 jenen Text unter dem Artikel 23 abgelöst hat, der die Perspektive des Beitritts zum Geltungsbereich des Grundgesetzes für jene deutschen Gebiete offengehalten hatte, denen die Mitwirkung infolge der Teilung verwehrt geblieben war. Aus der Wiedervereinigungsklausel wurde die Europaformel.

Sie weist die Bundesrepublik Deutschland als durch und durch föderales Gemeinwesen aus. Die Bundesländer sind in die Definition beziehungsweise die Übertragung deutscher Hoheitsrechte unzweifelhaft einbezogen. Ohne die deutschen Länder gibt es keine „Verwirklichung eines vereinten Europas“. Damit ist keineswegs definiert, wie dieses vereinte Europa aus der Perspektive des Bundes oder der Länder aussehen soll. Auch übersteigt es Kapazität und Kompetenz des deutschen Grundgesetzes, Aussagen darüber zu treffen, wie sich die anderen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union zu dieser Frage verhalten. Am deutschen Wesen wird Europa nicht genesen müssen oder auch nur genesen können. Die postulierten Vorstellungen hinsichtlich eines vereinten Europas sind mithin keineswegs anmaßend und gleichsam eine Drohung gegenüber den anderen Mitgliedsstaaten der EU. Vielmehr handelt es sich dabei, jedenfalls gemäß der Aussage des Artikels 23 des Grundgesetzes, um eine Selbstverpflichtung der Deutschen, um ein deutsches „Ja“ zu Europas Einigung. Diese Position umschließt eine föderale Selbstbindung, indem das Grundgesetz die Befugnisse des Bundesrates benennt und damit den Bund, Bundestag und Bundesregierung, auf die föderale Substanz der Republik der Deutschen festlegt. Schließlich umfaßt der Artikel 23 den Willen zur, zumindest partiellen, Selbstüberwindung, indem das Grundgesetz das Recht der Verfassungsorgane statuiert, Hoheitsrechte an die Europäische Union abzutreten, das heißt, deutsche Souveränitätsrechte auf die EU zu übertragen.

Verdächtig lang muß jedem Beobachter der Artikel 23 im Gesamtkontext des Teils II des Grundgesetzes erscheinen, der mit „Der Bund und die Länder“ überschrieben ist. Gewöhnlich umfassen die Artikel 20 bis 37

einige Sätze und knapp gefaßte Paragraphen. Lediglich der Artikel 29, der dem Thema der Neugliederung des Bundesgebietes gewidmet ist, und der Artikel 23 umfassen längere Textpassagen. Man spürt: in beiden Fällen geht es um das föderale Ganze, um mehr als nur Organisations- oder Machtfragen. Es geht um Existenzfragen. Umso eindeutiger fällt die Aussage des Artikels 23 aus, die dem Bund im Zusammenwirken mit dem Bundesrat das Recht einräumt, Hoheitsrechte auf die EU zu übertragen. Das Grundgesetz ist ebenso eindeutig föderal wie es europafreundlich, integrationsfreundlich ist.

Demokratie- und verfassungstheoretisch bleibt die entscheidende Frage vom Grundgesetz unbeantwortet: Wohin wandern Hoheitsrechte aus, die aus dem Kompetenzbereich des Grundgesetzes auf die EU übertragen werden? Wer garantiert, daß in der Europäischen Union ein „dem Grundgesetz im wesentlichen vergleichbarer Grundrechtsschutz gewährleistet“ wird? Auf der Ebene der Europäischen Union existiert bis heute keine Verfassung, die dem deutschen Grundgesetz oder einer anderen Verfassung eines der EU-Mitgliedsstaaten entsprechen würde. Wandern deutsche Hoheitsrechte mithin in einen verfassungsfreien Raum, wenn sie aus der Sphäre des Grundgesetzes auf die Ebene der Europäischen Union übertragen werden?

Die Europäische Union gründet im konstitutionellen Sinne auf einer Kette von Grundverträgen, die durch Ratifizierung in den Mitgliedsstaaten der Gemeinschaft Geltungskraft erhalten haben: Die Römischen Verträge von 1957, die Einheitliche Europäische Akte von 1986, der Maastrichter Vertrag von 1991, der Amsterdamer Vertrag von 1997. Mit den früheren Grundverträgen, die den Weg von der EWG zur EU konstituieren, bildet der Amsterdamer Vertrag eine „Vor-Verfassung“ der Europäischen Union. Der Streit kann beginnen, ob das Glas nun halb voll oder halb leer ist: Braucht Europa eine regelrechte Verfassung oder reichen die bisherigen Grundverträge aus, gehen sie möglicherweise sogar schon zu weit?

Charakteristisch für den Gestaltungsweg von der EWG zur heutigen EU war es, daß die Grundverträge von Zielvorstellungen über den europäi-

schen Weg inspiriert und erfüllt waren: zunächst ging es um die Herstellung eines gemeinsamen Marktes, schließlich um den Weg zu einer gemeinsamen Währung. Eigentümlich für eine stabile Verfassungsordnung ist indessen im Regelfall die Art, wie in ihr Kompetenzen und Ordnungsvorstellungen zwischen den an der Verfassungsordnung beteiligten Akteuren und Ebenen geregelt werden. In der Art, wie dies im Einzelfall gelungen ist, erweist sich die Verfassungstabilität in vielen Ländern der Erde. Die Addition einiger Grundverträge zur heute gültigen „Vor-Verfassung“ der Europäischen Union hat den Sprung von der teleologischen Zielbestimmung zur strukturellen Kompetenzordnung noch nicht wirklich geschafft. Insofern bedarf die EU in der Tat einer Verfassung, um sich selbst zu konstituieren und besser zu legitimieren.

Sogleich sind Kontroversen vorprogrammiert: Was sagen die Briten, die bis heute ohne eine geschriebene Verfassung leben und in der politischen Ordnung, die sich aus einem weiten Bogen von Grundakten zusammensetzt, beginnend mit der Magna Charta von 1215, gut leben? Wie könnte das Verfassungsverständnis so unterschiedlicher Länder wie Griechenland und Dänemark, Irland und Österreich aufeinander abgestimmt werden? Wem würde es nützen, wenn europäische Politiker und Bürokraten mit einer europäischen Verfassung unter dem Arm durchs Leben laufen würden?

Bei dieser polemischen Frage müßte das Plädoyer für eine europäische Verfassung beginnen. In ihr ginge es vor allem um eine präzise Festlegung der Kompetenzen zwischen den verschiedenen vertikalen und horizontalen Akteuren und Ebenen im heutigen EU-Europa: einerseits zwischen den Organen der EU, andererseits zwischen den verschiedenen Ebenen von der EU über die Nationalstaaten und föderalen Gliedstaaten bis zu den Regionen und Kommunen. Der Hinweis auf das möglicherweise unterschiedliche Verfassungsverständnis in einzelnen EU-Mitgliedstaaten läßt jeden Sinn für eine historische Perspektive vermissen. Schließlich war es auch Bayern und Mecklenburg-Vorpommern, um zwei willkürliche Beispiele zu nennen, nicht in die Wiege gelegt, einmal ge-

meinsam Teil einer größeren Bundesrepublik zu sein. Warum sollten die Staaten und Völker der EU sich nicht Zug um Zug auf ein gemeinsames Verfassungsverständnis hinbewegen? Ob dabei am Ende eine „Verfassung“ entsteht, eine „constitution“, wie die Engländer sagen, ohne den Begriff gerne zu hören, eine „Charta“ oder was auch immer: Entscheidend ist die Qualität des Inhalts einer verbindlichen Grundordnung der Europäischen Union, die über die reine Addition immer schwerer lesbarer Texte hinausreichen müßte.

Damit würde die EU nicht allein die Kompetenzfragen innerhalb des heutigen europäischen politischen Gefüges klären und in ihren Prioritäten beziehungsweise Zuordnungen festlegen können. Sie würde zugleich ein Grunddokument gewinnen, welches den nachwachsenden Generationen bei ihrer Suche nach dem Sinn und der Vergegenständlichung einer „europäischen Identität“ hilfreiche Handreichung sein könnte. Nicht umsonst wird seit Jahrzehnten an Schulen dieses Landes das Grundgesetz studiert oder gar als Abiturgeschenk verteilt; andere Staaten halten es ähnlich. Warum sollte es mit der Verfassung Europas nicht ebenso werden?

Eine europäische Verfassung würde der Europäischen Union Rahmen und Richtung verleihen, Identität stiften und Legitimität fördern. Als abstraktes verfassungstheoretisches Thema ist diese Frage kaum dazu geeignet, zum Renner in der Medienwahrnehmung der Europäischen Union zu werden. Die Rechtfertigung einer europäischen Verfassung erwächst aus ihrer Fähigkeit, auf konkrete Anfragen an die EU sachgerechte und substantiell weiterführende Festlegungen über die Kompetenzordnung innerhalb der EU zu geben.

Die Diskussion über eine europäische Verfassung ist bereits mehr als ein Weg dorthin. Die Diskussion ist Teil der Verfassung selbst, indem in ihr die Frage unausweichlich wird, in welchem Zustand, in welcher Verfassung die EU sich heute befindet: politisch, geistig, konstitutionell. Der Ertrag einer europäischen Verfassung, davor hat Bundespräsident Herzog zu recht gewarnt, müßte dürftig bleiben, wenn sie sich in blumigen Worten erschöpfen würde, die das europäische Ideal mit Pathos nachzeichnen

würden. Eine Verfassung für die EU, wie immer der Text am Ende heißen mag, müßte konkrete und lupenreine Antworten auf die Kompetenzbestimmungen in der EU geben. Daraus würde eine Arbeitsteilung erwachsen, die dem Prinzip der Rechenschaftspflichtigkeit wieder stärker zu seinem Recht verhülfe, indem sie Verantwortlichkeiten klar und unhintergebar festlegen würde: mal zugunsten der europäischen Ebene, mal zugunsten der Kommunen oder der Länder, der Regionen oder der Nationalstaaten. Eine europäische Verfassung müßte zugleich die Kompetenzabgrenzungen zwischen den europäischen Organen und Institutionen präzise bestimmen und würde dadurch dem „demokratischen Defizit“ entgegenarbeiten, das seit Jahren immer wieder im Zusammenhang mit den Strukturen der EU beklagt wird.

Wenn man einmal vom amerikanischen Sonderfall absieht - die dortige Verfassung entstand 1787 und hat in ihren Grundzügen trotz aller möglichen Veränderungen („amendments“) im Kern bis heute Gültigkeit -, so entstanden die Verfassungen der europäischen Staaten und Territorien in der Nachfolge der Französischen Revolution ab dem frühen 19. Jahrhundert, verbunden mit dem Emanzipationsstreben des aufkommenden Bürgertums. Es dauerte in den meisten Fällen ein gutes Jahrhundert - in Deutschland bis zur Verwirklichung der Weimarer Verfassung -, ehe die Forderung nach einer Verfassung mit den Bedingungen der Demokratie verschmolzen war. Heute ist im nationalen Rahmen nach westlichem Freiheitsverständnis nurmehr der Typus einer rechtsstaatlich-demokratischen und parlamentarischen Verfassung legitim. Der europäische Integrationsprozeß begann substantiell 1957 mit der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Seither ist nicht einmal ein halbes Jahrhundert vergangen. Die Prozesse der Demokratisierung in Europa sind ebenso vorangekommen wie jene der Verfassungsgebung. Bis beide unter dem Dach einer europäischen Verfassung zusammengeführt werden, mögen noch einige Jahre vergehen. Es muß ja am Ende kein ganzes Jahrhundert dauern, so wie dies im nationalen Rahmen üblicherweise der Fall war. Geduld und den Sinn für die historische Perspektive aber muß schon aufbringen, wer das Ziel einer rechtsstaatlichen, demokratischen und

parlamentarischen Verfassung der Europäischen Union anstrebt. Für die Deutschen hat das Grundgesetz die dazu nötigen und möglichen Weichen gestellt. Dies ist der europäische Sinn des Artikels 23.

Doch auch eine europäische Verfassung wird die Europäische Union nicht in einen ewigwährenden Zustand des Paradieses erheben. Europa würde auch dann weiterhin in der Erfahrung aller Religionen leben, daß Leben Endlichkeit bedeutet, Unvollkommenheit und Leiden, Unrecht und Schuld. Das neuzeitliche europäische Denken hat sich mit allem ihm eigenen Optimismus und Willen gegen diese religiöse und anthropologische Grunderkenntnis aufgelehnt. Das Leben sei bestimmt zur Glückserfüllung, so wurde von allen möglichen Seiten gelehrt, es sei perfektionierbar. Man muß nicht all die großen und die kleinen Klassiker der sozialen und politischen Theorie kennen, um an den Ergebnissen die Wirkung dieses Denkens studieren zu können. Die Bürger des späten 20. Jahrhunderts halten die Glückserfüllung für ihr legitimes, verbrieftes Recht.

Es gibt sozialistische Varianten, liberale und konservative. Im Ergebnis aber haben nurmehr die wenigsten aller ihrer Anhänger einen Sinn für den Gedanken bewahrt, daß das Gute im Gegensatz zum Rechtmäßigen stehen könnte und daß das Glück mit Begriffen eines guten, eines erfüllten Lebens mehr zu tun haben könnte als mit den Anspruchsformeln der wohlfahrtstaatlichen Rechte. Abschreckend waren all jene Denkansätze und Systeme, die unter Berufung auf künftiges Glück radikale Werke zu realisieren gesucht haben und dabei das Unglück einer unbestimmt großen Zahl von Menschen in Kauf zu nehmen bereit waren. Man könnte von „Modernisierungsproblemen“ sprechen, wenn die menschlichen Kosten nicht so groß gewesen wären, daß jeder sozialwissenschaftliche Jargon, ob gewollt oder ungewollt, zynisch klingt. Aber auch in den sanften, demokratieverträglichen Glücksbotschaften schwangen immer und schwingen weiter Elemente des Selbstverzichtes mit, der Selbstüberschätzung und der Selbsttäuschung. Alexis de Tocquevilles Einsichten in den Triumph des Konformismus im Zeitalter egalitärer Freiheit und demokratischer Anspruchsvorstellungen lohnen immer wieder gelesen zu werden.

Er warnte davor, daß die Freiheitsidee, für die hart gekämpft werden mußte, nur zu rasch wieder durch die Sehnsucht nach Gleichheit unter den Menschen und in ihren Lebensverhältnissen verdrängt wird: „Die Übel, die das Übermaß an Gleichheit hervorrufen kann“, so hatte Alexis de Tocqueville scharfsinnig geschrieben, „zeigen sich nur nach und nach; sie dringen allmählich in den Gesellschaftskörper ein; man sieht sie nur hin und wieder, und im Zeitpunkt, da sie am heftigsten werden, fühlt man sie aus Gewöhnung nicht mehr.“<sup>10</sup> Dies ist heute nicht anders als im 19. Jahrhundert.

### ***Bürgertugenden als Glücksbringer***

Was aber sind die neuen Aufgaben des neuen Jahrhunderts, wenn Europa seine geistige Gestalt genauer erfassen will? Raymond Aron, der engagierte Beobachter des 20. Jahrhunderts, der die gängigen Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Politik, zwischen „vita contemplativa“ und öffentlichem Leben niemals akzeptierte, sah Europas Zukunft nur dann als hoffnungsvoll an, wenn nicht die Normen des Vergnügens und der Rechtseinforderungen dominieren, sondern die Tugenden des Bürgers.<sup>11</sup> Schon bei Aristoteles läßt sich dieser Gedankengang wiederfinden, bei ihm und vielen anderen europäischen Bürgern, die die Tugenden als Ausdruck des Glücks anerkennen konnten.

Aristoteles wäre vermutlich entsetzt vom heutigen Zustand Europas, in dem Glück und Tugend nur zu häufig als Gegensatz empfunden werden. Die einen waren allzu lange Tugenddiktaturen unterworfen, um noch ungebrochen und unvoreingenommen an das Ethos der Tugend glauben zu können, die anderen waren offenbar allzu lange durch das Glück der Belieblichkeit verwöhnt worden, um noch hören zu wollen, daß Glück auf Dauer aus der Befolgung von Tugenden erwächst. Die Kardinaltugenden,

10 Alexis de Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika, Band 2, Frankfurt/Main 1962, Seite 111 (Zweiter Teil, Erstes Kapitel).

11 Raymond Aron, Le spectateur engagé, Paris 1981, Seite 303.

das „Viergespann“ aus Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß,<sup>12</sup> gehören zu Europas Bausteinen, ebenso wie der „Gedanke des Unbedingten“ (Robert Spaemann). Er erst macht Europas Universalismus spezifisch, im guten wie im umstrittenen Sinne, stets angefochten im Innern und so auch heute wieder. Europas Universalismus war allerdings niemals eurozentrisch, wo es ihm mit sich selbst ernst war, sondern stets weltfähig, dialogfähig.

Nichts wird im kommenden Jahrhundert wichtiger und notwendiger sein, denn die Kulturbegegnungen in dieser Welt müssen neu geordnet werden. Begegnung - Befruchtung - Abgrenzung - Anerkennung: in diesem Spannungsbogen wird sich die Aufgabe entfalten. Anerkennung der Vielfalt setzt Klarheit der Differenzen in gewissem Rahmen durchaus voraus. Kulturrelativistische Tendenzen, die in politisch korrekten Kreisen des akademischen Lebens der westlichen Welt besondere Sympathie gefunden haben, werden diesem Anliegen allerdings nicht gerecht werden.

Wo enden Europas Grenzen? Die Frage ist seit dem Ende des Kalten Krieges häufiger gestellt worden als über lange Jahrzehnte zuvor.<sup>13</sup> Gehört die Türkei dazu, das einzige säkularisierte islamische Land der Erde und seit 1856 Teil des europäischen Staatensystems? Rußland, das Riesenland, das sich über zwei Kontinente erstreckt und dessen kulturelle Wasserscheide gegenüber dem Europa der Europäischen Union nicht erst am kontinentalen Grenzstein im Ural identifiziert werden kann? Die Ukraine, Weißrußland, das Baltikum? Schließlich Amerika, die beiden nordamerikanischen Demokratien, Europas Halbgeschwister, die im 20. Jahrhundert als europäische Mächte stärker als jeder andere Staat zur Befriedung Europas beigetragen haben? Die Diskussionen könnten unter unterschiedlichen Gesichtspunkten endlos geführt werden. Die Antwort, die von Europa selbst her zu denken sucht, ist a priori nicht geographisch: Europa en-

12 Vgl. Josef Pieper, Das Viergespann. Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Maß, München 1964.

13 Vgl. Bergedorfer Gesprächskreis (Hg.), Europa – aber wo liegen seine Grenzen?, Protokoll Nr. 104, Hamburg 1995.

det dort, wo die Grenzen seiner Handlungswilligkeit und Handlungsfähigkeit enden.

Europa kommt nicht umhin, sich selbst Rechenschaft abzulegen über seine Rolle in der Welt, sein Weltverständnis und seinen Anspruch. In den vergangenen Jahrhunderten, vor allem aber im 19. Jahrhundert war der Prozeß der Internationalisierung, die Erfindung und Entwicklung der internationalen Politik von Europa ausgegangen. Kolonialismus und Imperialismus, die damit verbunden gewesen sind, ohne die einzigen Schlagworte zu sein, an die in diesem Zusammenhang redlicherweise erinnert werden sollte, sind heute zu Schimpfworten geworden, aber ohne den Willen Europas zur Weltausdehnung, ohne Europas mission civilisatrice wäre die Welt nicht zu jener Einheit geworden, die sich uns heute in der Vielfalt ihrer souveränen Staaten darstellt. Im 20. Jahrhundert überspannte Europa seinen weltpolitischen Bogen über alle Maßen. Die Selbstzerstörung der Europäer untereinander führte zur völligen Selbstentmachtung auf der internationalen Bühne. Doch Europa ist zurückgekehrt und bleibt an der Schwelle des 21. Jahrhunderts ein Referenzpunkt erster Ordnung für viele Völker und Staaten dieser Welt.

Dies ist vor allem Folge der erfolgreichen und tiefgreifenden Versöhnungspolitik, die die Neustiftung europäischer politischer Strukturen aus der Asche zweier Weltkriege angetrieben hat. Die Erfolgsgeschichte der europäischen Versöhnungspolitik ist unbezweifelbar: das Wiedererstarken der Demokratie nach der Überwindung von Totalitarismus und Autokratie, die deutsch-französische Freundschaft, die Herausbildung eines institutionellen Regelwerkes der Staatenbeziehungen, wie sie die Geschichte dieses Kontinents noch niemals gekannt hat. Skeptiker sind nicht ausgeblieben: Europa empfinden sie unterdessen als überinstitutionalisiert; zugleich mangelt es in ihrer Sicht an der geistigen Kraft, um den Übergang von einer Versöhnungspolitik zu einer Politik der Übernahme von Weltverantwortung geistig und politisch zu vollziehen. Tatsächlich ist Europa bisher viel zu stark als Wirtschaftsgemeinschaft, als Marktunion in das Bewußtsein seiner eigenen Bürger eingedrungen und all der Menschen,

die von außen auf Europa schauen. Europa muß sich selbst geistig definieren wollen, wenn es seiner Identität einen Ausdruck geben möchte, der über rein materialistische Kategorien hinausgeht und sich nicht in den Labyrinthen der Sozialpsychologie verirrt. Europa muß sich nicht einer künstlichen Geistesübung unterziehen. Denn Europa wurde noch stets von sich selbst eingeholt und muß sich darin annehmen, daß ein erheblicher Anteil seines Selbstverständnisses gebunden bleibt an die Geschichte und Kultur, die Soziologie und Demographie dieser Halbinsel.<sup>14</sup>

Im Übergang zum 21. Jahrhundert wird Europa auch an die Anfänge des 20. Jahrhunderts erinnert. Paul Valéry beschrieb damals den Zustand Europas seit der Renaissance als eine Wirklichkeit, die am besten durch Blaise Pascal und Leonardo da Vinci personifiziert werde: den Melancholiker, der vor der schwarzen Leere des Himmels zurückschreckte, und den Erfinder, der jedem Abgrund die Brücke hinzudachte, die ihn überwinden würde. Europa hat in der Kombination beider Charakterzüge und Temperamente seine Chance und seine Zweifel. Am Anfang und am Ende des 20. Jahrhunderts stand das Blutvergießen in Sarajewo. Auf dem Amselfeld wird der letzte Akt eines europäischen Dramas aufgeführt, das mit den Balkankriegen zu Beginn des Zerfalls der beiden Weltreiche zu Jahrhundertbeginn - dem Osmanischen Reich und dem Österreich-Ungarischen Kaiserreich - eingesetzt hatte. Gesamteuropäisch betrachtet, ist die deutsche Frage am Ende des 20. Jahrhunderts von der russischen Frage abgelöst worden. Rußland ist bestenfalls in Ansätzen aus seiner Krise des 20. Jahrhunderts herausgetreten und noch immer intensiv mit der Überwindung jener Erbschaft belastet, die seit dem Niedergang des Zarenreiches aufgehäuft worden ist.<sup>15</sup> Viel Geschichte bleibt Europa auf seinem Weg in die Zukunft.

14 Vgl. Norman Davies, *Europe. A History*, Oxford 1996

15 Vgl. Commission européenne (Hg.), *Future de la Russie. Acteurs et facteurs déterminants* (Les Cahiers de la cellule de prospective), Luxembourg 1998.

## ***Europas Rolle in der Welt***

Welche Rolle wird Europa in der Welt des 21. Jahrhunderts spielen - ausüben können und ausüben wollen? Die Stichworte sind hundertfältig gewälzt und gewogen worden: Wirtschaftslokomotive oder dauergelähmter Sozialstaat mit hoher Arbeitslosigkeit? Sinnbild eines offenen Regionalismus oder Festung Europa? Exporteur der Werte der Menschenrechte und der Demokratie oder halbherziger Heuchler in der Grauzone zwischen Stabilitätsobsession und selbstverliebter Rhetorik? Maßstabgebend für seine Beiträge zur Regionalisierung der Weltpolitik und zur Weiterentwicklung des Völkerrechts oder verstrickt wie Gulliver in den Fesseln seiner Institutionenvielfalt?

Europa muß sich die Frage gefallen lassen nach den Instrumenten und dem Willen, um sein politisches Profil zu artikulieren und seine gemeinsamen Interessen zu vertreten; es ist mit der Frage konfrontiert, wie es um seine Wettbewerbsfähigkeit in der Triade der Hochleistungsindustrieregionen der Erde – Japan, Europa und Nordamerika - bestellt ist; es wird immer mehr auf seine Perspektive zur Milderung der Gegensätze zwischen Armut und Wohlstand in der Welt befragt werden. Vor allem muß Europa sich Antwort geben über sein kulturelles, sein zivilisatorisches Profil: Ein christlicher Club mit zwei Dritteln Agnostikern unter seinen staatsbürgerlichen Mitgliedern? Eine multireligiöse, multiethnische und multilinguale Gemeinschaft? Ein Europa etwa in Abgrenzung zu den Vereinigten Staaten von Amerika, der anhaltend pazifizierenden europäischen Macht, ohne Klarheit über den dauerhaften Platz des eurasiatischen Rußlands?

Der Blick auf die Vergangenheit scheint eindeutig: Seit den Tagen der Pilgerväter löste sich die Neue Welt vom alten Europa, sowohl räumlich als auch in bezug auf den Begriff und die Idee ihrer selbst. In der Epoche des Kalten Krieges kamen sich Amerika und Europa wieder so nahe wie nie zuvor, verbunden durch die räumlichen Netzwerke der nordatlantischen Sicherheitsgemeinschaft und durch die gemeinsame Idee der Aufrechterhaltung der freien Welt in der Abwehr der kommunistischen Be-

drohung. Seit dem Ende des Kalten Krieges fehlt die gemeinsame Bedrohung. Dies bot den Anlaß, von Rissen in den tektonischen Platten der europäisch-atlantischen Verbindung zu sprechen, da nun die zusammenschweißende Gefahr fehle. Gerne wird übertrieben, pauschalisiert und stilisiert. Doch gewiß ist: Amerikaner und Europäer suchen nach einer neuen ordnenden Idee ihrer Verbindung und nach neuen Räumen für ihre Darstellung. Das europäisch-amerikanische Gespräch dreht sich im Kreise, wenn es nur als Dialog übereinander fortgesetzt werden würde. Entscheidend wird es in den kommenden Jahren darauf ankommen, gemeinsam den Blick in neue Räume zu finden und gemeinsam nach Ideen zu fragen, um den gemeinsamen Herausforderungen und Chancen zu begegnen, die sich der europäisch-atlantischen Zivilisation aus der Zukunft nähern. Die Perspektiven für diese Zivilisation und die Anfragen an ihren gemeinsamen Auftrag sind leicht benennbar:

Gemeinsam sind Europäer und Amerikaner herausgefordert durch das Elend, die Unruhen und die Druckpotentiale, die aus der südlichen Hemisphäre auf einen satten und häufig selbstzufriedenen, der Idee des Teilens und der globalen Solidarität entrückten Norden einwirken.

Gemeinsam ist Amerika und Europa der Auftrag, ihren Beitrag zur Stabilisierung und Integration der postkommunistischen Transformationsländer in die europäisch-atlantischen Zusammenhänge zu fördern, sowohl geistig als auch institutionell.

Gemeinsam stellen sich Amerikanern und Europäern jene Grundfragen, die sich aus einer dringend gebotenen Intensivierung des Dialogs der Zivilisationen stellen, zumal an den südöstlichen Grenzen der „westlichen“ Welt gegenüber der islamischen Zivilisation.

Gemeinsam stehen Amerika und Europa vor Grundfragen der Neubestimmung des Zusammenhalts bürgerlicher Gesellschaften und der Entwicklung von Ordnungsperspektiven zur Überwindung der erkennbaren gesellschaftlichen Orientierungsprobleme diesseits wie jenseits des Atlantischen Ozeans.

Gemeinsam sind Amerikaner und Europäer herausgefordert, mit den Phänomenen des Wandels zurechtzukommen und sowohl kreativ wie konstruktiv mit ihnen umzugehen, die sich aus technologischen Entwicklungen, ethischen Fragestellungen und politisch-sozialen Themenfeldern für die Industriegesellschaften des 21. Jahrhunderts ergeben.

Diese Tagesordnung, die noch weiter verlängert werden könnte, ist eine Bewährungsprobe für die europäisch-atlantische Zivilisation des kommenden Jahrhunderts.

Amerika und Europa sind nicht gefordert, künstlich übereinander zu reflektieren, sondern Amerika und Europa sind berufen, gemeinsam den Blick in neue Richtungen, auf neue Aufgaben, neue Herausforderungen und die Entwicklung neuer Ideen zu lenken. Inwieweit diese Aufgaben angenommen werden, entscheidet über die Vitalität und die Gestaltungskraft der europäisch-atlantischen Zivilisation jenseits einer stereotypen Seelensuche über das inhärent Gemeinsame und offenkundig Trennende der amerikanischen und der europäischen Wirklichkeit.

In diesem Zusammenhang sind die Europäer gut beraten, genau hinzuschauen, wenn sie darüber diskutieren, daß sie „amerikanische Verhältnisse“ nicht wünschen. Denn was sind „amerikanische Verhältnisse“? Gefüllte Gefängnisse, minderjährige Mütter, 40 Millionen Bürger ohne Versicherungsschutz, 6 Millionen Obdachlose - gewiß sind dies „amerikanische Verhältnisse“, jedenfalls ein Teil davon, und nirgendwo wird darüber intensiver diskutiert als in den Vereinigten Staaten selbst. „Amerikanische Verhältnisse“ - das sind aber auch die besten Universitäten der Welt, revitalisierte Innenstädte, die soeben noch als Slums für Schrecken sorgten, vitale Nachbarschaften und eine gelebte Religiosität, der gegenüber Deutschland bestenfalls als „theologisch“ gelten kann. „Amerikanische Verhältnisse“ sind auch die Erneuerungskräfte einer selbstbewußten Zivilisation, das sind 5,2 Prozent Arbeitslosigkeit und über 250 000 neue Arbeitsplätze pro Monat allein im Jahr 1998. „Amerikanische Verhältnisse“ - das ist schließlich ein politischer Führungswille, der zum Abkommen von Dayton geführt und dem Frieden auf dem Balkan seit

Ende 1995 wieder eine neue Chance gegeben hat. Europa jedenfalls war nicht in der Lage, diese „europäischen Verhältnisse“ aus eigener Kraft zu befrieden.

Eines der interessantesten Kapitel in den europäisch-amerikanischen Beziehungen betrifft die Frage, auf welche Weise die Gesellschaften auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans mit dem Phänomen des Wandels in ihrer Geschichte umgegangen sind und in ihrer Gegenwart umzugehen versuchen. Alle Gesellschaften sind Veränderungen unterworfen und dies zumeist regelmäßig, mal mehr und mal weniger.

Der tiefste Grund für die globale zivilisatorische Ausstrahlungskraft Amerikas liegt vermutlich darin, daß Amerika stets der inspirierendste Motor des Wandels gewesen ist und gerade darin sich selbst seit den Anfangstagen der Siedlerkolonien treu geblieben ist. Europa hat sich häufig als der inspirierendste Verwalter des Gewesenen präsentiert, während es die Philosophie eines Thomas Jefferson gewesen und der Geist Amerikas geblieben ist zu verändern, um das Erfolgreiche zu bewahren. Während in Europa über diese Dinge geredet wird, wird in Amerika meistens schon wieder gehandelt. Genau dies ist ein Teil der Ausstrahlungskraft Amerikas und hat zu jener „mission civilisatrice“ geführt, die Amerika keineswegs an der Wiege gesungen worden war und der in Europa bis heute nicht selten mit Vorbehalten, mit einer „reservatio mentalis“, begegnet wird.

Gäbe es Amerika nicht, wäre es hoch an der Zeit, Amerika zu erfinden - nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch um Europas willen. Und dies gerade deshalb, weil sich beide Ufer des Atlantischen Ozeans so anders darstellen und gerade in ihren Andersartigkeiten einander verbunden sind. Denn sie befruchten sich in ihren Gegensätzen und spornen sich noch an in ihren Reibereien. Für Europa gilt überdies: Ohne Amerika gäbe es am Ende dieses Jahrhunderts keine Chance, noch einmal Europa zu sein, Europa werden zu können. Amerika ist und bleibt der Spiegel, in den zu blicken gleichsam eine elementare Bedingung ist, um Europäer zu sein und zu bleiben.

Dabei sollte Europa es sich nicht immer so schwer mit sich selbst machen, indem es über andere jammert. Würde der Prozeß der europäischen Einigung kraftvoll zu neuen Ufern geführt, könnte Europa ohne Not sich selbst und der Welt zeigen, welche Rolle Europa in der Welt beansprucht und einzunehmen in der Lage wäre. Die Ordnung des Marktes strebt zu einer gemeinsamen Währung, über die Welt des Geistes und die geistige Dimension Europas wird bisher kaum nachgedacht. Daß es eine amerikanische Herausforderung gibt, muß kein Schaden für Europa sein. Im Gegenteil: es ist ein beständiger Antrieb, um sich mit seinen eigenen Versäumnissen offen und kritisch auseinanderzusetzen und sich beflügeln zu lassen. Das bedeutet vielerlei Verschiedenes in einzelnen Fragen. In bezug auf das große Ganze aber läßt sich die europäisch-amerikanische Konstellation auf einen zentralen Punkt reduzieren: Während es eine Idee von Amerika, eine amerikanische Idee gibt, sucht Europa weiterhin nach einer Idee seiner selbst, nach einer europäischen Idee.

Die Amerikaner suchen, bei genauerer Betrachtung, nicht weniger. Doch gewöhnlich traut die Welt es ihnen auch zu, ihr Ziel schon zu finden, ja das Ziel selbst zu sein. Für Europa sind in dieser Hinsicht die Wahrnehmungen, Erwartungen und Hoffnungen gemischt. Die Europäische Union wird die Frage nach ihrer geistigen Substanz, nach der Idee Europa zum Thema ihrer weiteren Entwicklung machen müssen. Das Beharren auf dem Bestehenden und die Freude über das Erreichte wird nicht ausreichen. Europa ist eine Marktordnung, aber kann nicht allein als Marktordnung und Rechtsgemeinschaft bestehen. Um dies zu begreifen, muß der Blick über die Grenzen des eigenen Kontinents hinweggeführt werden. Transatlantische Selbstbeschwörung reicht dazu nicht mehr aus und sollte in einer selbstbewußten europäisch-atlantischen Zivilisationsgemeinschaft auch nicht mehr nötig sein. Wesentlich ist es, diese Zivilisationsgemeinschaft als Einheit im Gegensatz und als Gemeinschaft in Weltverantwortung zu verstehen.

„1989“ war unzweifelhaft ein europäisches „annus mirabilis“. Der Sturz der totalitären Regime in der Mitte und im Osten Europas war der Sieg

des Begehrens nach Volkssouveränität, Machtbegrenzung und Menschenrechten. 1989 war damit das 20. Jahrhundert beendet. Seither schleicht Europa sich in eine neue Weltordnung hinein, die in ihrer institutionellen Komplexität unübersichtlich geworden ist, in ihrer geistigen Ausrichtung indessen noch diffuser geblieben ist. Entsprechend fällt Europa häufiger dadurch auf, daß es auf Ereignisse, Tendenzen und Wandlungen dieser Zeit reagiert als daß es die Visionskraft aufbringen würde, ein geistiges Panorama des 21. Jahrhunderts zu zeichnen. Offen bleibt daher an der Schwelle des Jahres 2000 noch immer die Frage, ob Europa ein Bewegter der Weltpolitik sein will und sein kann, oder ob es, in welchem Maße auch immer, Bewegter der Weltpolitik wird bleiben müssen. Dabei sind die Kräfte nicht allein politisch und diplomatisch zu definieren wie in früheren Zeiten.

Zu den Mächten des 21. Jahrhunderts gehören die Visionäre und Erfinder großer technologischer Systeme. Wer erfindet unsere Zukunft? In welchem Grade sind dies Europäer? Verfügt Europa überhaupt über einen Konsens in bezug auf die Anerkennung des Erfundenen, gleichgültig, welcher Herkunft die Besitzer des copyrights sein mögen? Um diese Frage zu beantworten, muß Europa die Frage nach seinem Menschenbild, seinem Wissenschaftsverständnis und seinem Begriff des Wandels in Technik und Wirtschaft gestellt werden. Weltfähigkeit und Weltgestaltungswillen beginnen zu Hause. Niemand nimmt Europa diese Aufgabe ab. Jede Befragung Europas nach seiner Rolle in der Welt geht von der Fähigkeit zur Klärung dieser Grundlagen einer europäischen Weltpartnerschaft aus.

Das gedankenlose Wort vom „global village“ - wie auch das Modewort von der „Globalisierung“, einem anderen Ersatzbegriff für das differenzierte Denken - hat vielfach überdeckt, daß die Welt in Wirklichkeit erst europäisiert und dann amerikanisiert worden ist; jedenfalls gilt dies überall dort, wo der Begriff des „global village“ einen Sinn macht und wo unter „Globalisierung“ irgend etwas vernünftiges verstanden werden kann. Schließlich ist diese Entwicklung der Welt an einem Punkt ange-

kommen, wo Europa, aber auch die USA von außen von ihrer eigenen Vergangenheit eingeholt werden: Krisen der Souveränität in der südlichen Hemisphäre, Bevölkerungsexplosionen und soziale Verelendung, Waffenproliferationen und Bürgerkriege, Umweltkatastrophen als Folge ungeordneter nachgeholter Entwicklung nach westlichen Mustern, die Absage an ein universalistisches Völkerrecht im Namen regionaler, nationaler oder lokaler Identitäten, die Einforderung sozialer Gerechtigkeit gegen Europa und gegen die USA, die beschwerlichen Pfade zu regionaler Kooperation und konfliktüberwindender Integration. Europa hat neben den USA mehr als andere Weltregionen und Weltzivilisationen dazu beigetragen, in einem jahrhundertelangen Prozeß, der erst in den letzten Jahrzehnten auf unvergleichliche Weise beschleunigt worden ist, die Welt zu globalisieren, indem die Welt sich in ihrer Verbundenheit zu entdecken mußte. Doch unterdessen wirken die Unzulänglichkeiten dieser großen historischen Transformation auf Europa und den westlichen Kulturkreis insgesamt zurück. Mehr noch: In Europa wurde infolge des Rückzuges der Supermächte des Kalten Krieges die Pandorabüchse wieder geöffnet, aus der alteuropäische Belastungen, vor allem nationale Fragen, herauskriechen konnten, die die Apologeten des Fortschritts längst für unmöglich gehalten hatten. Atavistische Reflexe sind auch in Europa möglich geblieben.

### ***Von der Versöhnungsunion zum Weltpartner***

Dies ist einzugestehen, wenn nach dem Ort Europas in der Welt, seinen Chancen als Weltpartner und seinen Ambitionen als Weltbeweger gefragt wird. Ebenso selbstkritisch muß Europa sich Auskunft darüber geben, ob es eines Feindbildes bedarf, um die eigenen Integrationskräfte zu mobilisieren. Nichts, so wußte schon Aristoteles, sei schwieriger, als das Gute aus sich selbst heraus zu definieren. Europa an der Schwelle zum 21. Jahrhundert ist nicht allzu viel weiter in seinen Erkenntnissen. Wo sind überzeugende und wirkungsvolle europäische Konzepte für eine humane und soziale Entwicklung im Rahmen der unterschiedlichen Bedingungen

und Möglichkeiten der unterschiedlichen Völker und Regionen? Wo sind überzeugende und wirkungsvolle europäische Ansätze für eine Universalisierung der europäischen, der westlichen Normen des Zusammenlebens, im Blick auf das Bild vom Menschen, im Blick auf die Ordnungen der Politik und des Rechts? Wo sind überzeugende und wirkungsvolle Beispiele für einen Dialog der Zivilisationen, der das Zusammenleben unter Anerkennung aller Unterschiede auf eine gemeinsame Basis von Ethik und Recht zu stellen hilft? Dabei berechtigt die europäische Versöhnungspolitik der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchaus zu Stolz, aber sie ist bisher europäisch verengt und darin provinziell geblieben. Auf Algerien, auf den Nahen Osten, auf islamische Eiferer und auf sozial Verzweifelte in den Slums um Europa herum hat sie bislang nicht ausgegriffen.

Die Vervollkommnung der europäischen Versöhnungspolitik wird aber erst vollzogen sein, wenn Europa die institutionellen und mentalen Grenzziehungen des Kalten Krieges vollends überwunden haben und zugleich in der Lage sein wird, seine neuen Grenzziehungen aus sich selbst heraus und nicht aus der Pose des Abwehrenden zu bestimmen. Damit ist auch die Frage nach der optimalen Integrationsgröße der Europäischen Union aufgeworfen, denn wo Europas Grenzen liegen ist nicht allein, vielleicht nicht einmal im letzten geographisch zu bestimmen. Die Strahlungen Europas reichten stets weiter als die Grenzen der Halbinsel, und die Strahlungen der Integrationssysteme unserer Zeit werden immer weiter reichen als der Raum ihrer Mitglieder.

Zugleich aber müssen sie ihren Wert gewinnen aus der Qualität ihrer Schlüssigkeit. Mit anderen Worten: Europas Grenzen enden dort, wo Europas Handlungsfähigkeit endet. Dies kann mitten in den bekannten Integrationsstrukturen sein, dies kann in der Tiefe Afrikas oder in der Weite Ozeaniens sein. Europas Weltrolle bestimmt sich auf Dauer aus der Konsequenz seines Willens und seiner Instrumente. Um seinen Zielen, so es sie denn zu definieren in der Lage ist, Achtung und Zuspruch in der Welt zu erwerben, muß Europa weltfähig und weltwillig sein. Die Zeit der Nabelschau ist vorüber.

Europa muß also auch wieder lernen, strategisch und global zu denken. Seit den Tagen des Römischen Weltreiches ist nur ein Faktor in Europa konstant geblieben: die Geographie. Mit ihren Gefährdungen und den Überlegungen, wie die Flanken am besten geschützt und genutzt werden könnten, haben sich schon die besagten Römer auseinandergesetzt.<sup>16</sup> Heute geht es nicht nur um den vordergründigen Schutz der europäischen Flanken, sondern darum, die europäischen Vorstellungen von Freiheit und Sicherheit, Stabilität und Recht über die Flankengrenzen hinauszutragen und auch dort zu verankern, wo Europa mit anderen Regionen dieser Erde in unausweichlicher Berührung steht.

Dabei hat Europa am Ende des 20. Jahrhunderts viele Trümpfe in der Hand. Die „interne“ Versöhnungspolitik war erfolgreich, die Kombination von Freiheit und Wohlstand hat zu überzeugen gewußt, die institutionellen Vorkehrungen für eine dauerhafte Struktur der Kooperation und der Integration sind beruhigend. Mit den Trümpfen sind indessen auch die Mahnungen verbunden: das Erreichte nicht leichtfertig auf's Spiel zu setzen; den permanent gebotenen Wandel auf eine Weise zu organisieren, daß so verändert wird, damit das Bewährte auf Dauer bewahrt werden kann; sich zu motivieren durch Kritik und Beispiel von außen; sich der Welt in Verantwortung und Partnerschaft zu öffnen. Konzeptionell ist diesem Zukunftsprogramm kaum etwas hinzuzufügen, es sei denn, es bedürfte noch der motivierenden Worte Shakespeares, in dessen Julius Caesar (iv. Szene, III. Aufzug) es heißt: „Zuweilen hebt die Flut des Menschen Werk; Auf stolzer Welle führt sie hin zum Glücke; Verkannt, läßt sie des langen Lebens Reise, Festfahrn in Seichtheit und in bitterer Not. Von solcher Meereswoege sind wir nun getragen, Vertraut der Strömung Gunst, solange sie währet - Oder verliert den Einsatz.“

Der institutionelle Grad an supranationaler Integration, der beim Übergang in das dritte Millenium innerhalb der Europäischen Union erreicht

16 Vgl. Edward N. Lutwark, *The Grand strategy of the Roman Empire. From the First Century A.D. to the Third*, Baltimore 1976.

worden ist, ist historisch beispiellos. Und hier ist einmal der Begriff „historisch“ angebracht, der heutzutage immer häufiger auf Ereignisse und deren mögliche Wirkung angewendet wird, die noch nicht einmal richtig stattgefunden haben, geschweige denn in ihren Auswirkungen abschätzbar wäre. Auf die Frage, wie er abschließend die Wirkungen der Französischen Revolution einschätzen würde, die immerhin gute zwei Jahrhunderte zurückgelegt hatte, antwortete Mao Tse-tung einmal, dazu sei es noch zu früh. Vom langen Atem des Chinesen könnte Europa einiges lernen.

Doch bleibt europäischer Stolz darüber gerechtfertigt, daß immerhin ein einzigartiger Bestand einer supranationalen Integrationsgemeinschaft erreicht werden konnte, der gemeinhin und mangels eines genauen und konsensfähigen Begriffs als Integrationsgemeinschaft „sui generis“ bezeichnet wird, eben als Europäische Union. Das Verhältnis zwischen den supranationalen Elementen der europäischen Politik, man könnte auch von föderalen Aspekten sprechen, und den fortbestehenden Formen intergouvernementaler Kooperation, hier wäre der Begriff der konföderierten Verhältnisse wohl angemessen, ist nicht spannungsfrei geblieben. Manches gravierende institutionelle Problem bleibt innerhalb der EU und gegenüber ihren Organen in der Schwebe, die Tagesdebatten sind in Schüben erfüllt davon. Der Kern wird dabei oft vergessen: Die Spannungen zwischen der Zielmöglichkeit eines vollausgebildeten demokratischen europäischen Parlamentarismus und den Beharrungskräften eines tendenziell konsensualen und exekutiven Repräsentationssystems bei fortbestehenden nationalen Eigeninteressen sind innerhalb der Europäischen Union bis heute bestehen geblieben.

Wesentlicher in den Augen vieler Unionsbürger als diese staatsrechtlichen Überlegungen bleibt wohl noch das Defizit an Handlungskraft der EU, vor allem dort, wo es um Leben und Tod, um Krieg und Frieden geht. Dabei reicht der Verantwortungshorizont über den territorialen Rahmen der EU zu Recht hinaus, und er reicht überall dorthin, wo Interessen der Europäer tangiert sind. Die Konturen einer Gemeinsamen Au-

ßen- und Sicherheitspolitik der EU sind bisher allerdings bestenfalls in rudimentären Ansätzen erkennbar.

### ***Aufgabenunion***

Wer die Aufzeichnungen von Richard Holbrooke, dem amerikanischen Chefunterhändler während der Friedensverhandlungen für Bosnien-Herzegowina liest, schwankt zwischen einem Wechselbad von Verzweiflung über und Verachtung für Europa, das ihm aus diesem brillanten Buch eines brillanten Diplomaten der USA entgegenschlägt.<sup>17</sup> Europa sprach vor, in und nach Dayton nur selten mit einer Stimme und schon gar nicht, als das Schießen und Morden in Sarajewo und in anderen Orten des zerfallenden Jugoslawien begann. Europa versuchte, sich über seine Defizite hinwegzumogeln, indem allerorten der Schwanengesang von der neuen Friedensepoche anhob, die auf den Kalten Krieg gefolgt sei. Aber es bleibt dabei: Sarajewo liegt in Europa. Tschetschenien übrigens auch, jedenfalls wenn die Tatsache zum Maßstab genommen wird, daß Rußland Mitglied des Europarates ist, ohne daß dies einen häßlichen Krieg im eigenen Lande hätte verhindern können.

Nun mag man den Europarat für einen ehrenwerten Club halten, allein aber der Europäischen Union politische Relevanz beimessen. Das ändert die Dinge an sich nur bedingt, während es zugleich die Verantwortung, die auf der EU lastet, die Erwartungen, die ihr entgegengebracht werden müssen, um ein Vielfaches erhöht. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft war als Versöhnungsunion gegründet worden. Sie hat sich als Europäische Gemeinschaft und als Europäische Union zur Rechtsunion und zur Marktunion weiterentwickelt. In allen drei Bestimmungen war sie seit dem Beginn ihres Weges 1957 erfolgreich. Doch der eigentliche Erfolgstest liegt noch vor der Europäischen Union, von der immer dann die

17 Richard Holbrooke, *To End a War*, New York 1998.

Rede ist, wenn in einem institutionellen und verbindlichen Sinne von „Europa“ gesprochen wird.

Die Europäische Union wird sich im 21. Jahrhundert als Aufgabenunion, als Union der Verantwortungswahrnehmung bewähren müssen. Konkret heißt dies: die Europäische Union muß zur Verfassungsunion und zur Sicherheitsunion weiterentwickelt werden. Sie muß die konstitutionelle Frage nach der Begründung ihrer selbst, nach dem Rahmen ihrer Kompetenzverteilung und nach den Bindungen des einzelnen Unionsbürgers an die EU beantworten. Und sie muß die Frage nach ihrem außen- und sicherheitspolitischen Profil klar und eindeutig beantworten, jenseits von nebulösen Formeln wie jener von der „europäischen Sicherheitsidentität“. Kann Europa sich eine Verfassung geben, will Europa sich eine Armee geben? Fragen über Fragen schließen sich an, drängen sich auf. Am Ende aber geht es, wie beim Weg zu einer gemeinsamen Währung, um den politischen Willen. Wer kann, wer will diesen Willen organisieren? Beide Visionen - eine europäische Verfassung und eine europäische Armee - dürfen als Leuchttürme verstanden werden, die dem Zukunftsweg der Europäischen Union den notwendigen Richtungssinn verleihen werden.

In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts war die Euphorie längst verfliegen, die Europa nach dem Sturm auf die Bastille von 1789 zunächst erfaßt hatte. Nach einer arkadischen Phase und einer terroristischen Phase war die Französische Revolution in den letzten Jahren vor der Wende zum 19. Jahrhundert, die als solche damals kaum gespürt und thematisiert wurde, in ihre cäsaristische Phase eingetreten. Die Anfangsbegeisterung, die beispielsweise auch die deutsche Frühromantik dem revolutionären Pathos entgegengebracht hatte, war längst verraucht. Hölderlin konnte 1797 im „Hyperion“ zwar noch immer von der Freiheit schwärmen, diesem tiefen Wort. In Goethes Drama „Der Bürgergeneral“ und in seiner Komödie „Die Aufgeregten“ - beide 1793 entstanden - aber hatte schon die Sorge vor den Auswirkungen des revolutionären Geschehens auf die biedereren Bauern in Deutschland überwogen. Von Ferne zogen die Vorahnungen über den unausweichlichen Zusammenbruch des Heiligen Römi-

schen Reiches Deutscher Nation auf, das der Staatstheoretiker Samuel Pufendorf und andere längst als bizarre Mißkonstruktion abgekanzelt hatten. Allein in Großbritannien wurde 1799 getreu dem ungebrochen dort vorherrschenden Kontinuitätsgefühl das vierzigste Jahr der Regentschaft König Georg III. erwartet, der 1810 dem Wahnsinn verfallen sollte und seine Regentschaft im Jahr darauf seinem Sohn, dem späteren König Georg IV., übertragen mußte.

In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts empfand Europa immer offenkundiger das lauter werdende, unausweichliche Ticken einer Bombe. Während viele Menschen noch darauf bauten, daß das 20. Jahrhundert in einer Mischung aus technologischer Innovation und massendemokratischem Aufbruch ein Säkulum des Friedens und der Prosperität werden würde, entdeckten die sensibleren Geister das Konzept des „fin de siècle“. Als Theaterstück wurde dieser Begriff ab 1888 in Paris auf die Bühne gehoben, in der Begriffsidee schwang stets eine Stimmung des dekadenten Niedergangs mit. Es kam nicht von ungefähr, daß aus den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts der erste Spitzname überliefert ist, der einer Dekade gegeben wurde: von den „naughty nineties“ war die Rede und damit sollte eine Atmosphäre aufsässiger und frecher Impulse beschrieben werden. Bald folgte die Bereitschaft zu „blutgetrübten Gezeiten“, wie es der Dichter William Butler Yeats gelegentlich formulierte.

In den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts hat sich ein ambivalentes Lebensgefühl über Europa gelegt. Weniger Freude als Erleichterung hat sich darüber ausgebreitet, den menschenverachtenden und opfervollen Diktaturen eines linken wie eines rechten Totalitarismus mit ihrer ersatzreligiösen Radikalität und Brutalität und den brudermörderischen Schlachtereien eines alles in allem Dreißigjährigen Europäischen Bürgerkrieges, der zwischen 1914 und 1945 gewütet hatte, entronnen zu sein. Für viele Zeitgenossen sind Freiheit, Wohlstand und Frieden am Ende des 20. Jahrhunderts indessen schon so selbstverständlich geworden, daß sie zum Zynismus und zur Gleichgültigkeit neigen, nicht nur denen gegenüber, die noch immer nicht ihren Platz an der europäischen Sonne gefunden haben. Am

abstoßendsten sind am Ende des 20. Jahrhunderts wohl die Exzesse des Zynismus und der Gleichgültigkeit gegenüber sich selbst geworden; ob Hooligan oder Kinderschänder, ob politischer Extremist oder Fremdenfeind: Fremdzerstörung beginnt immer mit der Selbstzerstörung der Menschenwürde des Täters. Aber auch im Großen, im Blick auf die politischen Ordnungen in Europa sind Orientierungsunsicherheiten aufgetreten, die sich bis zu apokalyptischen Bildern darüber hochstilisiert haben, ob die gegenüber dem Kommunismus siegreiche westliche Demokratie auf Dauer des Niedergang des Ostens würde überstehen können. Neu wird aber auch wieder, jedenfalls in einigen nicht zu übersehenden Zirkeln einer satten und zur Libertinage neigenden Gesellschaft nach dem Zusammenhang von privater Moral und öffentlicher Moral beziehungsweise nach dem Zusammenhang von Ethos und Autorität, nach Vorbildern und Erziehungszielen gefragt. Viele würden diese Fragen gerne weiterhin privatisieren, anderen kann es zuweilen nicht radikal und postulatorisch genug um die Werterneuerung gehen.

Wertediskussionen werden allerdings wohl auch im 21. Jahrhundert vor allem über Verhaltensweisen beantwortet werden und weder über gute noch über schlechte Argumente. Wo können unsere Kinder Vorbilder erfahren, ohne sogleich mit den Brüchen in den Biographien von Menschen oder mit den Tabulosigkeiten unserer Gesellschaft konfrontiert zu werden? Welche Bilder werden ihnen in den nächsten Jahren und Jahrzehnten über Europa vermittelt, über die Idee Europa und die Wirklichkeit, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewachsen ist? Über das Bild vom Menschen in Europa und über das Ethos Europas ?

Europa benötigt Erzählungen, in denen die Gründungsmythen des heutigen Integrationzustandes lebendig werden; aber die Geschichten über den Zweiten Weltkrieg, über niedergerissene Schlagbäume und mühsame bürokratische Abstimmungsprozesse zwischen Regierungen und politischen Lagern werden, allein jedenfalls, keine tragfähige Basis sein, um die Europäische Union durch das 21. Jahrhundert zu führen. Die Aufgaben der Zukunft, um die im Kern es heute geht, werden nachwachsenden Genera-

tionen allerdings nur von Autoritäten der Gegenwart glaubwürdig und motivierend als Impuls zum eigenen Engagement vermittelt werden können: Gegen die Fakten einer Vergangenheit, die weiter und weiter ent-rückt, und gegen die Fakten einer Zukunft, die voller Unberechenbarkeiten bleibt, solange sie nicht stattgefunden haben wird: Im doppelten Sinne kontrafaktisch wird Europa über die Schwelle des 21. Jahrhunderts treten müssen.

Dies sollte Anlaß genug sein, um über die Chancen und Herausforderungen, die Kosten und Nutzen des europäischen Einigungswerkes erneut eine große öffentliche Diskussion zu führen, nicht eine Diskussion des Defätismus, sondern eine Diskussion der Weitsicht, der Visionen und des Sinns für die Größe der auf uns zukommenden Aufgaben. Daran, ob sie diese Leistung an der Schwelle zum 21. Jahrhundert erbracht haben wird, wird die heute verantwortliche Generation in Europa noch in Jahrzehnten gemessen werden. Daher muß heute nach den Zielen Europas gefragt werden, nach dem geistigen Selbstverständnis des Kontinents, nach der Kraft von Kultur und Ethik, von Religion und Erziehung, nach Vorbildern und maßstabsetzenden Verhaltensweisen.

Wenn er mit dem europäischen Einigungswerk noch einmal anfangen könnte, so bilanzierte Jean Monnet, einer der Gründerväter der EWG am Ende seines Lebens, so würde er mit der Kultur beginnen. Auch „Kultur“ ist heute zu einem Allerweltswort geworden. Daß es wieder ehrenhaften Sinn erfährt, hängt allein von denen ab, die „Kultur“ machen, prägen, vermitteln, im Kleinen wie im Großen. Mehr als Worte wirken und überzeugen Verhaltensweisen. So war es stets, seitdem Homer von Odysseus erzählt hat oder die Bibel von Jesus.

„Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig,“ so heißt es im 90. Psalm, Vers 10. Und weiter spricht die Bibel zu uns: „Das Beste daran ist nur Mühsal und Beschwer, rasch geht es vorbei, wir fliegen dahin...Unsere Tage zu zählen lehre uns! Dann gewin-

nen wir ein weises Herz.“<sup>18</sup> Über vierzig Jahre sind seit dem Beginn des europäischen Integrationsweges vergangen, die europäische Integrationsentwicklung hat über die Hälfte des Weges zurückgelegt, die der Psalmist für einen individuellen Lebensweg angesetzt hat. Das Psalmenwort ruft die Menschen guten Willens auf zur Konzentration auf das Wesentliche. Versprochen wurden schon in den Psalmen keine sorgenfreien Zustände und keine einfachen Wege zum Erfolg. Was niemals so war, wird auch in Zukunft nicht anders sein.

Weisheit dient aber nicht ihrer selbst. Sie will an Erfahrung weitergeben, was ansonsten verlorengehen könnte inmitten des Trubels neuer Zeiten. In diesem Sinne kann das Psalmenwort auch gewendet werden auf die Umstände, in denen sich der europäische Integrationsprozeß an der Schwelle des Jahres 2000 befindet. Vieles war mühsam und beschwerlich. Aber es lohnt, das Bewährte zu Bewahren, um es dem Vergessen zu entreißen, das mit dem Wechsel der Generationen einhergehen könnte. Damit richtet sich der Blick nach vorne, hinein in die Aufgaben der Zukunft. In ihnen liegt die eigentliche Bewährung der Idee Europa verborgen. Europa ist niemals nur, Europa wird immer. Seiner neuen Zukunft geht Europa nicht wurzellos entgegen. Es muß sich seiner geistigen Wurzeln indessen immer wieder neu besinnen und seine Wurzeln beleben, wenn es zugleich werden und bleiben will. Damit ist kein Appell an Europas Werte ausgesprochen, sondern ein Auftrag an Europas Verhalten benannt. Europa hat keinen Grund zur Selbstzufriedenheit, aber auch keine Zeit für grüblerische Mutlosigkeit. Europa muß seine Aufgaben annehmen, um dadurch die Suche nach einer neuen geistigen Gestalt erfolgreich und mit Selbstachtung voranzubringen. In Europas Taten liegen seine Ideen am besten aufgehoben und begründet. Wo dieser ethische Pragmatismus in Europa verstanden wird, wäre an der Schwelle des Jahres 2000 wohl auch das Wort des Psalmisten richtig verstanden.

18 Psalm 90, Vers 10-12, in: Die Bibel. Altes und neues Testament. Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980, Seite 663.

---

ISSN 1435-3288

ISBN 3-933307-41-4

---



**Zentrum für Europäische Integrationsforschung**  
**Center for European Integration Studies**  
*Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*

Walter-Flex-Straße 3  
D-53113 Bonn  
Germany

Tel.: +49-228-73-1880  
Fax: +49-228-73-1788  
<http://www.zei.de>